

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

230 (4.10.1932) Unterhaltung und Wissen

Winterrückhaltung und Wille

Wo Bartel den Most holt Einer alten Sage nacherzählt

Am Dorfwirtshaus saß man beisammen, und der kluge Bergmüller, der weitem das beste Most mahlt, erzählte allerlei geschichte Dinge. Wie er wieder zur Stärkung nach dem langen Erzählen einen kräftigen Schluck nahm, meinte sein Nachbar, ein Winzer: „Der Bergmüller, mein ich, weiß auch, wo Bartel den Most holt!“ Da gab's nun ein Hin und Her, weshalb man denn diese Redensart gebrauchte. Der Winzer aber sagte, das könne er wohl erzählen; das sei eine alte Geschichte unter den Winzern und habe sich so zugetragen:

Am Rhein war vor vielen Jahren ein kleines Dorf, dessen Bauern alle gar fleißige Winzer waren. Alle Jahre, wenn der Most gefeiert war, kamen sie im Dorffest zusammen und prüften, wer wohl den besten Most habe. Und jedesmal war der Most vom Bauer Bartel der beste. Darob hat Bartel gar viel Ansehen gehabt, und mer einen guten Most oder Wein wollte, der ging zum Bartel. Davon ist Bartel recht wohlhabend geworden.

Des Bartel Better aber, der Johann, war ihm gar neidisch, und er fragte, woher denn der gute Most komme, den keiner so zu fassen bringe. Da sagte der Bartel: „Mußt meine Mühe fragen!“ Und alle lachten, weil sie meinten, das wäre ein Scherz. Es war aber feiner. Und mit der Mühe hat es folgende Bewandnis gehabt.

Einmal kam der Bartel von einem Nachbarort zurück und war unterwegs gar arg müde geworden. Da hat er sich hingelegt, um ein bißchen zu ruhen, und ist darüber eingeschlafen. Es war gerade an jenem Hügel, von dem die Leute sagen, daß es dort nachts spukt. Mit dem Spuker war es aber so, daß in dem Hügel die Weinmännlein haufen, die dafür sorgen, daß es immer guten Wein gibt, und daß das Würzelnetz an den Reben immer schön in Ordnung ist. Nachts öffnen sie ihren Hügel nach der Seite, wo der Mond scheint, kommen heraus und tanzen und singen. So geschah es auch, während der Bartel schlief. Sie trabelten auf ihm herum und ließen sich gar nicht hören in ihrem pulsigen Tun. Der Bartel aber hatte einen schönen Traum und machte dabei eine Bewegung mit dem Arm. Dadurch fiel ihm die Mühe vom Kopf und gerade auf ein Weinmännlein. Am gleichen Augenblick war es aber 1 Uhr geworden. Das ist die Stunde, in der die Weinmännlein wieder in den Berg müssen. Sie verschwanden auch alle, nur das eine Männlein blieb unter der Mühe gefangen; es war nämlich nicht größer als ein Daumen. Als der Bartel aufwachte und seine Mühe zur Hand nahm, merkte er, daß etwas darin war. Das Weinmännlein hatte, der Bartel möge ihm doch nichts tun, und Bartel setzte es behutsam auf die Erde und sagte, er werde ihm gewiß nichts zuleide tun. Da war das Weinmännlein gar froh und sagte dem Bartel, zum Dank dafür solle er auch alle Jahre den besten Most haben. Am Tage vor der Mostprobe solle er nach dem Hügel kommen, mit der Mühe dazugehen und rufen:

Weinmännlein
steig und klein
An dem Rhein
Daß mich in den Hügel ein!

Dann werde sich der Hügel aufrufen, und der Bartel solle den besten Most haben, den es weit und breit gebe. Dann war das kleine Männlein verschwunden.

Wie dann der Mosttag gekommen ist, ging der Bartel nach dem Hügel und tat, wie ihm das Weinmännlein geheißen. Da tat sich der Hügel auf, und grünes Licht strahlte in einem weiten Gewölbe. Und überall lag trübselig und unglücklich Weinmännlein. Es ging zu wie in einem Ameisenhaufen. Das Weinmännlein, das der Bartel in der Mühe gefangen hatte, kam auf ihn zu und führte ihn tief ins Gemölde hinein. Dann zeigte es auf ein Fäßlein und sagte: „Das nimm mit; darin ist der beste Most, der je gemacht wurde.“ Der Bartel nahm das Fäßlein auf den Rücken und ging dem Ausgang zu. Wie er draußen war und sich umkehrte, um

nachmals schönen Dank zu sagen, war der Hügel wieder geschlossen, und alles war dunkel ringsum.

Als am anderen Tage die Bauern vom Moste des Bartel kosteten, lobten sie ihn über alle Maßen. Seitdem hat der Bartel alle Jahre den besten Most gehabt und ist darüber gar wohlhabend geworden. Seinem Better Johann aber ließ der Reib keine Ruhe, und er spähte dem Bartel überall nach, um herauszubekommen, wie der es anstellte, zu so gutem Moste zu kommen. Endlich kam er dahinter. Er war den Bartel am Vorabend der Mostprobe nachgeschlichen und hatte gesehen, wie der Bartel mit der Mühe gegen den Hügel geschlagen und ein Berslein dabei gelagert hatte. Das Berslein hatte er sich gemerkt. Dann war der Hügel aufgegangen und Bartel darin verschwunden. Wie er dann wiederkam, hatte er ein Fäßlein auf dem Rücken. Seitdem ließ es dem Johann keine Ruhe mehr, wie er die Mühe bekommen könne. Und im nächsten Jahre, als Bartel wieder nach dem Hügel ging, um sein Fäßlein zu holen, ging ihm der Johann nach, schlug ihn mit einem schweren Schläge nieder und schob ihn in einen in der Nähe stehenden Backofen, den er verschloß. Dann nahm er die Mühe, ging nach dem Hügel, schlug mit der Mühe dagegen und sagte das Berslein.

Wie in jedem Jahre tat sich der Hügel auf. Die Weinmännlein aber wußten, was mittlerweile geschehen war, sahen sich jedoch nichts merken. Sie sagten dem Johann, er wolle wohl vom dem guten Most hüten. Da mußte er erst drei Proben bestehen. Zuerst mußte er eine Stunde lang fastern. Und nun mußte der Johann an die Arbeit. Wenn er einmal ausgedauert hatte, waren die Weinmännlein gleich wieder da und trieben ihn an, daß er nun so in Schwitz kam. Aber schließlich ging auch diese Stunde herum. Dann kam die zweite Probe. Johann mußte sich eine halbe Stunde lang von den Weinmännlein spielen lassen. Man sollte nicht glauben, was diese kleinen Kerlchen alles zumege brachten! Sie setzten sich dem Johann auf die Nase und stachen ihn mit ihren spitzen Nägeln, zwickten und zwangen ihn am Bein, am Arm,

stachen ihn mit ihren spitzen Nägeln, zerrißten polweinesoll's stachen ihn in sein Hühnerauge und quälten ihn, daß er laut aufschrie. Der Johann begriff nicht, wie der Bartel um so ein Fäßlein Most sich alle Jahre so schinden lassen konnte. Dann kam die dritte Probe. Johann sollte zehn Weinlorten der Weinmännlein probieren. Das dachte er, solle ihm nicht gar so schwer fallen. Die erste Sorte war nicht gerade gut, aber trinkbar. Bei der zweiten verzog er schon das Gesicht; sie schmeckte wie Essig. Bei der dritten sprudelte and prustete er, und bei den folgenden Sorten wurde es immer schlimmer. Das war schon kein Wein mehr. Da zogen sich ja alle Löcher im Strumpfe zusammen, wenn man den trank. Der letzte war so schlimm, daß Johann nur einen ganz winzigen Schluck davon genießen konnte. War jetzt hatte er die Proben bestanden und bekam sein Fäßchen Wein. Die Mühe war nicht mehr da. Aber darauf legte er seinen Wert, weil er diese Schinderei doch nicht noch einmal mitmachen wollte. Er ging, ohne schönen Dank zu sagen, und am anderen Tage, als er in den Dorffest kam, wunderte man sich, wo der Bartel so lange blieb. Schließlich fing man aber mit der Probe an, und Johann präsente seinen Most: er habe eine ganz neue Art, die besser sei als die vom Bartel. Das wollte niemand glauben, aber man probierte seinen Most doch. Kaum hatten die ersten einen Schluck genommen, da sprudelte sie ihn auch wieder aus, schimpften auf den einden Krüger, und einer kam so in Wut, daß er das Fäßchen hochhob und sagte, der Johann wolle sie nur zum Narren halten, und dann warf er das Fäßchen auf den Boden, daß es in tausend Stücke zerprang. Der Most lief über den Fußboden. Zwischen den Trümmern des Fäßchens aber lag die Mühe des Bartel. Die Weinmännlein hatten sie ins Fäßchen getan.

Jetzt ging es über den Johann her. Woher er die Mühe hätte, und wo der Bartel wäre. Und weil er's nicht sagen wollte, schlugen sie ihn, bis er alles haartrocken erzählt hatte. Dann mußte er zur Strafe die Reste seines Mostes in den Gläsern austrinken. Die Bauern rannten nun nach dem Backofen. Da lag der Bartel noch drin. Er war bemußlos gewesen und noch so befeuert, daß er den Ofen nicht hatte aufmachen können. Sie holten ihn heraus, und er war bald wieder wohl auf. Den Bauern hat er dann erzählt, wie er zu dem Weinmännlein und zu seinem Moste gekommen war.

Nach dem Hügel ist der Bartel nicht wieder gegangen. Aber die Weinmännlein haben seinen Weinberg gebüht, so daß er auch künftig den besten Most hätte. Und die Leute wußten nicht, woher er ihn habe. Wenn sie aber jemand als recht bezeichnen wollten, dann sagten sie: „Der weiß, wo Bartel den Most holt!“ Seitdem sagt man das überall auf der Welt. Fix.

Der neue Rundfunk

Der Ministerialrat Walter von K. hatte einen Vortrag im Rundfunk gehalten. Frau K., eine schmerzliche alte Dame, sehr einflussreich, sagte zu ihm: „Mein lieber Herr v. K., meine Schmerzhörigkeit war leider daran schuld, daß ich Ihren Vortrag nicht genießen konnte.“

„Oh“, meinte da der Ministerialrat, Bescheidenheit mimend, „da haben Sie nicht viel verstanden.“

Frau K. nickte: „Das haben meine sämtlichen Bekannten auch gesagt.“

Ein landwirtschaftliches Buch

In den größten Buchladen einer kleinen Stadt kam kürzlich ein dicker Herr vom Lande, der ein Buch kaufen wollte. Er mußte aber selbst nicht, was das für ein Buch sein sollte. Der Verkäufer legte ihm schließlich „Das Leben der Biene“ von Maderlind vor. Der dicke Mann blätterte umständlich darin. Los hier und da eine Seite und erklärte schließlich: „Sehr hübsch. Haben Sie nicht etwas Ähnliches über Ziegen?“

Der Hecht im Karpfenteich

Der amerikanische Millionär Carnegie hatte sich einen wunderbaren Karpfenteich angeeignet. eines Tages traf er da einen wildfremden Menschen angelnd an. „Das ist mein Karpfenteich“, sagte Carnegie. „Erzählen Sie das ihrer Großmutter“, sagte der Mann.

„Oh! Sie sind hier in meinen Park eingedrungen und angehen unrechtmäßig Karpfen“, schimpfte Carnegie. „Ich werde Sie hinauswerfen lassen!“

„Sie irren“, sagte der Mann. „Ich angehe nicht Karpfen.“

„Was denn?“

„Ich angehe Hechte.“

Fressprotzen

Mark Twain saß in einem amerikanischen Restaurant. Zwei junge Herren, übertrieben elegant angezogen, kamen herein und winkten dem Kellner. „Ich möchte Hummer“, sagte der eine, „und legen Sie dem Küchenschef eine Empfehlung von mir! Dann wird der Hummer schon nach meinen Wünschen ausfallen. Der zweite junge Mann bestellte ein Beefsteak hier“, sagte er. Worauf Mark Twain mit näselnder Stimme dem Kellner rief: „Herr Ober! Bringen Sie mir ein Duzend Kustern und teilen Sie jeder einzelnen mit, ich wäre gerne angetommen und wünschte, sie zu verpeisen!“

Frau Snob auf Reisen

In Athen hatte ich den wahnsinnigen Einfall, eine dicke Dame aus Telow, die ich auf dem Dampfer kennengelernt hatte, in ein deutsches Restaurant in der Siadonistraße zu führen. Die dicke Dame betrat schnaufend das Lokal, sah sich um, schnüffelte, und sagte schließlich, offenbar nicht bedenkend, daß hier alles Deutsch verstand: „Hier riecht's wunderbar nach Rüche. Und außerdem versteht hier scheinbar nur Pöbels.“ Ein dicker Bager, der das gehört hatte, sagte darauf: „Dös macht nix. Sehens Cabna nur daher.“ K. M.



(33. Fortsetzung.)

„Laß sie laufen“, gab Paul Schaffner zurück. „Meinst du, ich finde kein anderes Personal? Bei der Arbeitslosigkeit! Hausenweise. Für noch viel weniger Gehalt. Du brauchst nur beim Nachweis anrufen, dann schickt man dir, soviel du haben willst.“

Lorenz Zahn bewegte zweifelnd den Kopf. „Was nützt uns das? Dann haben wir Leute, die keine Ahnung vom Betrieb haben. Wir sind sowieso mit den Lieferungen im Rückstand — und jetzt auch noch die Sorge —“

„Das ist aber meiner Ansicht nach alles kein Grund, um nachzugeben, Vater“, verteidigte Eberhard seine Meinung. „Wenn sie auch nur die geringste Unsicherheit bei uns merken, werden sie frech. Ich bin der Meinung, daß wir noch viel energischer vorgehen müssen. Ich schlage vor, wir lassen morgen früh einen Anschlag anbringen: „Wer nicht innerhalb 24 Stunden sich bereit erklärt, zu den veränderten Bedingungen zu arbeiten, ist zum 30. September gefündigt.“ Schluß. Sie werden sich's schon überlegen, ob sie arbeitslos werden wollen.“

„Richtig“, stimmte sein Schwager zu. „Da ist es bei uns anders. Wir haben schon die zweite Gehaltsenkung vorgenommen, ohne weitere Schwierigkeiten zu haben. Und bei uns ist es noch insofern komplizierter, weil wir mit den Verbänden verhandeln müssen. Wir machen es dafür so, daß wir im schlimmsten Falle etwas nachlassen. — Aber das ist doch bei euch gar nicht zu befürchten. Ihr sagt doch immer, bei euch wäre niemand organisiert?“

„Ich glaube nicht.“

„Dann kann es doch gar nicht so schwierig sein. Das war heute nur die erste Erregung. Laßt den Leuten ein paar Tage Zeit, damit sie sich an den Gedanken gewöhnen

können! Nachher schickt ihr die Listen nochmal raus. Ihr sollt sehen, wie sie sich alle unterschreiben!“

„Hoffentlich“, Lorenz Zahn seufzte. Er fühlte sich nicht sehr wohl dabei. Solange die Firma bestand, war noch nie etwas Derartiges vorgekommen. Hoffentlich ging alles gut ab.

Aber schließlich waren sie ja nicht die einzige Firma, die eine Gehaltskürzung vornahm. In den anderen Tapfiseriefirmen, überhaupt in allen Industrien, war es dasselbe. Alle anderen Angestellten mußten es sich ja auch gefallen lassen. Mit welchem Recht verlangte da ihr Personal, daß es gerade verhornt bleiben sollte?

Nein, Eberhard und Paul hatten recht. Es war falsch von ihm, immer so nachgiebig zu sein. Man mußte zeigen, daß man Chef war. Schließlich hatte der Chef zu bestimmen und nicht die Angestellten!

Sein Schwiegerjohn brachte die Unterhaltung auf ein anderes Thema.

„Ich bin gespannt, was die Reichstagswahlen für ein Ergebnis haben werden. Wenn nicht alles täuscht, werden wir eine tüchtige Ueberraschung erleben.“

Lorenz Zahn nickte. „Die Kommunisten...“

„Nein.“ Sein Schwiegerjohn wintte ab. „Andersrum. Ganz rechts. Hitler rechnet mit einem großen Aufschwung seiner Bewegung. Die Nationalsozialisten sind die chancenreichsten. Wir hatten neulich einen ihrer führenden Männer bei uns in der Bank. Er hielt uns einen langen Vortrag — streng vertraulich natürlich. Sie rechnen mit einer starken Wählerzahl, fühlen sich aber scheinbar nicht sehr wohl dabei. Allem Anschein nach wissen sie nicht recht, was sie dann mit ihrer Macht anfangen sollten.“

Eberhard war neugierig. „Was wollte der Kerl denn von euch?“

Der Bankdirektor lachte. „Ahnungsloser Engel! Was soll wohl ein Politiker kurz vor den Wahlen bei Bankdirektoren suchen? — Natürlich Geld!“

„Ich habe dem Wahlfonds der Demokratischen Partei dreitausend Mark überwiesen“, sagte sein Schwiegervater.

„Schade ums Geld.“ Paul Schaffner schüttelte den Kopf. „Mit den Demokraten wird es bald aus und vorbei sein. Auch die neue Firma „Staatspartei“ wird nicht viel nützen. Im Vertrauen: Wir haben dem Gesandten Hitters

eine runde, ansehnliche Summe in die Hand gedrückt. Unkostenkonto. Betriebskosten.“

„Aber wieviel?“ Eberhard staunte. Diese Zusammenhänge waren ihm vollständig fremd. Weshalb denn — ich verstehe nicht? Soviel ich weiß, bekämpft doch Hitler das Kapital. Und da unterstützt ihr ihn?“

Politik auf Umwegen, lieber Schwager. Das anti-kapitalistische Brimborium ist bei solchen Leuten immer nur so lange da, als sie keine Macht haben. Der Mann, den man uns geschickt hatte, entwickelte unter vier Augen durchaus akzeptable Ansichten. Schließlich muß uns vorerst einmal jedes Mittel recht sein, um den Vormarsch der Sozialdemokraten aufzuhalten. Dazu sind die Hitler-Leute gerade die Geeigneten. Hab keine Angst, daß sie uns nachher über den Kopf wachsen. Wir werden sie schon in die richtigen Bahnen leiten.“

Eberhard staunte immer mehr. Um Politik hatte er sich verhältnismäßig wenig gekümmert und wunderte sich deshalb über die Offenheit, mit der sein Schwager über die Zusammenhänge zwischen Geschäft und Parteipolitik sprach.

Geschäft war der richtige Ausdruck! Der Parteiführer ging zu den Geldmännern mit dem Sammelsteller — bildlich gedacht — und richtete dafür seine Politik nach den Wünschen seiner Finanziers.

Er sagte das seinem Schwager, der es lachend bestätigte. „Was dachtest du weiter? Wir müssen zahlen, wenn wir nicht von links her aufgefressen werden wollen. Vorläufig ist Geld noch die beste Waffe. Es kommt nur darauf an, dafür zu sorgen, daß wir immer genug Geld haben, um uns angenehme Parteien und Einrichtungen finanzieren zu können. Welche Partei das gerade ist, bleibt vollständig gleich. Hauptsache, sie verfolgt solche Ziele, die sich mit unseren Interessen decken. — Schließlich geben wir das Geld ja nicht aus eigenem, sondern wir zahlen es aus den Taschen unserer Angestellten. Siehe Lohnabbau. Dein Vater hat gewiß auch keine Lust, die drei Milie, die er dem Wahlfonds der Demokraten gestiftet hat, aus seinem Privatvermögen zu zahlen.“ Er lachte ironisch.

Lorenz Zahn war unangenehm berührt. Paul hatte manchmal so eine peinlich-offenberzige Art, über Dinge zu reden, die man besser im stillen abmachte. Natürlich war die Zahlung über Geschäftskonto erfolgt, aber mußte man das denn so laut sagen? (Fortsetzung folgt.)